

# Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 24

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645354>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

## 4. Fortsetzung

Aus Begeisterung und zum eigenen Erstaunen ob etwas völlig Unbegreiflichem hatten sich damals seine Buben-Augen mit Tränen gefüllt, dass er am liebsten losgeheult hätte, wenn er sich nicht so furchtbar vor den andern hätte schämen müssen.

Jener erste Abend im „Freischütz“ wurde für Grossvater Frei das stärkere und leuchtendere Erlebnis als sein eigenes Auftreten als Musiker, obwohl er auch damals die Erregung der stolzen Freude kaum zu bemeistern vermochte. An jenem ersten Abend auf der obersten Galerie des Stadttheaters konnte nur noch etwas in der gleichen himmlischen Eindrücklichkeit herankommen: Trinis erstes Auftreten. Drum musste Grossvater Frei dieses erste Auftreten in genau der gleichen Weise erleben wie damals das Glück als Knabe.

„So weit sind wir noch lange nicht“, unterbrach ihn Trini schüchtern in seinem Schwärmen, „vielleicht wollen sie mich drüben gar nicht in ihrer Metropolitan Oper!“

„Dich nicht wollen...?“ beehrte er entrüstet auf.

Nun ja, sie haben reichere und grössere Sängerinnen als so ein kleines, armes Schweizermädchen...“

„An Geld und falschen Brillanten reichere vielleicht schon, Trini, aber was bedeutet das? Auch die reichste dieser Damen besitzt keine Stimme wie du. Wenn wir drüben noch tüchtig üben, dann gelingt es. Das schleckt für mich keine Geiss weg, auch keine amerikani-sche!“

Er liess sich in seinem Eifer durch keine Zweifel stören. Er schilderte die Empfänge, den Glanz, die Toiletten, die Festabende, die jedes Auftreten Trinis mit sich bringen werde. Sie werde nach der Aufführung bei den berühmtesten amerikanischen Millionären eingeladen, um als grosse Gunst, die sie verteile, sie allein — nach dem Festmahl eines ihrer kleinsten Lieder zu singen. Dann sei sie reicher und umschwärmer als die reichsten Dollarbesitzer, die sich um sie rissen, denn sie besitze mit ihrer Stimme einen Schatz, den sich niemand mit Geld kaufen könne.

Wer ein solches Geschenk Gottes erhalten habe, der habe damit auch eine Sendung bekommen, einen Auftrag, andere glücklich zu machen. Jedem Künstler werde diese Bestimmung zugewiesen, dem gottbegnadeten Musiker am meisten. Denn was er bringe, das gehe direkt zum Herzen. Und Trini brauche nur den Mund zu öffnen und der goldene Klang ihrer Stimme falle wie Sonnenschein über die Welt, wie lebendiges, himmlisches Glück...

Grossvater Frei begeisterte sich an denselben Worten, die ihm vor Jahrzehnten sein eigener Lehrer am Konservatorium einmal gepredigt hatte. Er wusste es nicht. Er hatte sie inzwischen längst vergessen gehabt. Nun erwachten sie in ihm, als sei ein verborgenes Fach in seinem Innersten aufgesprungen. In kindlichem Glück gab er sie wie Selbsterkanntes, Selbsterdachtes weiter.

Trini unterbrach ihn nicht mehr. Die Freude, die Hoffnung, dass vielleicht nur ein Teil eines solchen Glückes für sie Wirklichkeit werden könnte, riss sie in beglückender Ungewissheit hin und her zwischen Zweifel und Glauben an ihre eigene Bestimmung. Sie gab sich dem Taumel hin, den Grossvaters Begeisterung in ihr entfachte. Sie schloss die Augen und hörte zu und wollte die Märchenwelt wenigstens im Traum einmal miterleben, die ihr der alte Mann unbeholfen, aber in einer unerhörten Farbigkeit erstehen liess.

Und als er endlich schwieg, weil er selbst das Glück solcher Pläne und Bilder nicht mehr in Worte fassen konnte, als Trini ihre Augen wieder öffnete, da hatte der Wind die niedern Wolken zerrissen. Ihre hellen Schwaden trieben wie Rauch in langen Strichen davon. Zwischen ihnen war ein tiefschwarzer Himmel aufgegangen, an dem das volle Mondviertel funkelnd neben wenigen leuchtenden Sternen stand.

Silberlicht floss in die Wogen hinunter und glitzerte auf den Wellenkämmen, die vom fernen dunklen Horizont herzukommen schienen und weiter und weiter fluteten, einer unsichtbaren Zukunft entgegen, welche für Trini auf einmal das

Geheimnis eines hellen, beglückenden neuen Morgens enthielt.

Sie wandte sich nach Grossvater Frei, nahm den Überraschten in die Arme und küsste ihn ungestüm: „Grossvater... Grossvater...“ Das war alles, was sie sammeln konnte: „Grossvater...“

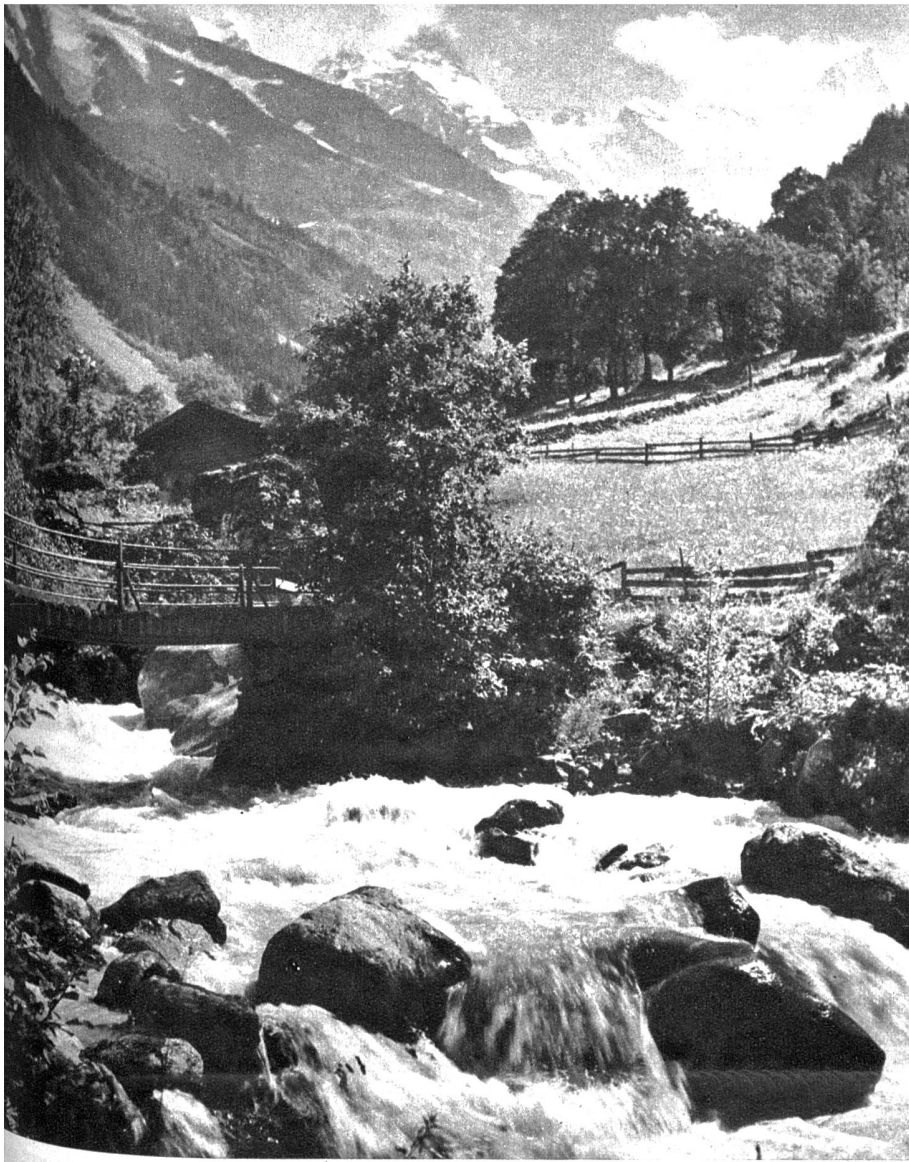
Von weither aus dem Schiffsinnern, aus den Salons der ersten Klasse brachte der Wind leise Töne eines Konzertes — Musik, die so dünn und zerbrechlich klang, wie das silberne Mondlicht, das überall aufglänzte, wo eine Wolke sich hob, das wie Perlen in die Wellentäler rollte, wenn die Woge sich rauschend senkte und brach.

„Stich — Stich — und das und das und das...“

Die Faust mit den Karten knallte auf den Tisch. Die andern Spieler schoben ihre verlorenen Trümpfe misstrauisch hin. Schmidlins Ruedi, der Rothaarige, liess sie liegen, bis er seinen letzten Stich ausgespielt hatte. Dann rückte er den Gewinn mit breiten, derben Händen vor sich zusammen und begann ihn grinsend zu zählen. Er hatte ein klingendes, harmloses Lachen auf seinem breiten Schweizergesicht, über dessen niederer, durchfurchter Stirne die kupfernen Haare sich widerspenstig scheideln liessen. Fremd und ungewohnt wirkten die beiden tief eingegrabenen Falten, die sich links und rechts von der Nase in die glattrasierten Backen schnitten. Sie verrieten, dass Schmidlin bereits verschiedene Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und den Aufdruck, den das Land jedem nach kurzer Zeit einprägt, erhalten hatte.

Schmidlins Ruedi war einmal Bäcker gewesen und als solcher nach Amerika ausgewandert. Er hatte sich im Westen herumgetrieben, in den Städten Kaliforniens gearbeitet, war während einer verdienstlosen Zeit auf eine Farm geraten. Weil er aber auf all den Fahrten den Bauernsohn nie abgelegt hatte, hingte er nun den Bäckerberuf an den Nagel und wurde Farmer. Bei einer Familie norddeutscher Auswanderer im Staate Iowa fand er eine gute Stelle, in der er sich bald daheimfühlte. Die aufrechten, wortkargen Männer erinnerten ihn an seine Kameraden im Waldenburgerthal. Da er im Sinne hatte, Farmer zu bleiben, bald einen kleinen Hof auf eigene Faust zu führen, kehrte er nach der Schweiz zurück und holte sich eine Frau. Er hatte sich seiner Jugendliebe erinnert, an die kleine, zähe, schaffige Ida Senn. Nun befand er sich mit ihr auf der Rückreise nach den weiten Ebenen jenseits des Mississipi.

Die junge Frau hatte am ersten Tag Mutter Bigler und Trini schüchtern gefragt, ob sie sich für die Fahrt über das grosse Meer ihnen anschliessen und ein Bett in ihrer Viererkabine belegen dürfe. Sie folgte gerne allen Anweisungen Trinis und da sie sich auf dem Schiff nie recht wohl fühlte, leistete sie Mutter Bigler Gesellschaft, streckte sich tags-



An der weissen Lutschine im Lauterbrunnental

über auf dem schmalen Bett aus und  
ass und trank gehorsam alles, was Trini  
anordnete.

Der kleine, derbe, breitschultrige Ruedi  
mit seinen blauen lachenden Augen hatte  
inzwischen unter den Männern umge-  
sehen. Er kam sich neben dem naiven  
Peter als Weltreisender vor, überquerte  
er doch den Atlantischen schon zum  
dritten Mal. Er war rasch für ein Karten-  
spiel zu haben zum Zeitvertreib, nicht  
aus Leidenschaft. Mit Peter verstand er  
sich vorzüglich, während er die beiden  
andern Gesellen, den öligen Stanislaus  
Pratschinsky und den quecksilbrigen  
Guerino Piantini lieber gemieden hätte.  
Doch da man zu einem richtigen Jass am  
besten zu viert war, ertrug er sie, obwohl  
Peter mehr als einmal besänftigen und  
einen offenen Streit zwischen Schmidlin  
und Piantini verhindern musste.

Auch jetzt begehrte der kleine Itali-  
ner wütend auf, als Ruedi seinen Gewinn  
schmunzelnd einstrich. In einem mit  
italienischen Brocken stark vermischten  
Englisch fuhr er über den ruhigen Basel-  
bieter her, der ihm in seinem unverständ-  
lichen Kauderwelsch, das er sich unter

den Farmern in Iowa angeeignet hatte,  
die gebührende grobe Antwort gab.

Piantini, der nur den Sinn der Worte  
begriff, schlug mit der kleinen, nervigen  
Faust auf den Tisch und brüllte in itali-  
enischer Sprache alles, was ihm die Wut  
gerade eingab, bis ihm sein Freund Sta-  
nislaus mit einem „halt die Klappe“,  
den Faden entzweischchnitt.

Piantini duckte sich sogleich. Ein  
eigentümliches Verhältnis schien zwi-  
schen den beiden zu bestehen, als fürchte  
sich der Italiener vor Pratschinsky und  
gehörte allen Anweisungen des Polen  
wie den Befehlen eines Vorgesetzten.

Er verschluckte auch jetzt wieder  
hustend den Rest des Ärgers, stand auf und  
verschwand. Schmidlin bestellte noch  
einen Becher Bier, den er gemütlich  
allein austrank, nachdem Peter und  
Pratschinsky sich verabschiedet hatten.  
Schmidlin liebte es, bis gegen Morgen  
hier zu sitzen, weil er nachher bis gegen  
Mittag schlafen durfte und kurz vor dem  
Mittagessen ein Frühstück verzehrte,  
das ihm in seiner Üppigkeit wie ein Fest-  
mahl vorkam.

Ein derart ungestörtes Schlemmer-

dasein, das seinen üblichen Gewohnhei-  
ten widersprach, kam ihm als Zeichen  
der Freiheit des Weltreisenden vor; vor-  
nehm war es, ein Leben, wie es die Mil-  
lionäre der Grossstädte jahraus, jahrein  
führen mussten, und wie es sich nun auch  
einmal der einfache Bauer von Cedar  
Rapids gestatten konnte. Er sass am  
leeren Tisch, an dem die Karten noch  
zerstreut lagen, schlürfte sein Bier in  
kleinen Zügen und dachte an nichts. Er  
hatte kein Bedürfnis nach Gespräch oder  
Unterhaltung. Er genoss die Stunde und  
fand das Leben eine herrliche Einrich-  
tung, während er seinen Stumpfen an-  
steckte, den er sich mit einem Dutzend  
weiterer Päckchen durch Zoll und In-  
spektion bis in die amerikanischen Ge-  
wässer hinübergerettet hatte.

Peter und Pratschinsky schlenderten  
durch die blendend hellen Gänge nach  
dem vorderen Deck, dessen kleiner, von  
Kranen und Rollen, Seilen und Werk-  
zeugen verstellter Raum für die Passa-  
giere der dritten Klasse reserviert blieb.  
Grossvater Frei und Trini hatten sich  
kurz zuvor nach der Kabine begeben.  
Niemand war mehr zu treffen. Man  
konnte ungestört und leise miteinander  
sprechen.

Pratschinsky nahm das Thema wieder  
auf, das er seit zwei Tagen mit Peter  
eifrig bearbeitete: er kannte sich in den  
armen Einwanderervierteln Neuyorks  
genau aus. Er wusste, welche wenig er-  
freulichen Aussichten auf einen jungen,  
des Landes unkundigen Fremden war-  
teten. Er selbst habe eine harte Lehre  
damals mitgemacht, als er seinerzeit zum  
ersten Mal in dieses gelobte Land ge-  
kommen sei. Er grinste spöttisch: gelobt  
sei das Land ja nicht besonders, solange  
man es nicht selbst dazu mache und  
dafür seien die augenblicklichen Verhält-  
nisse bedeutend günstiger als zu seiner  
Zeit...

„Wegen der Prohibition?“ wagte Pe-  
ter einzuwenden, denn soviel hatte ihm  
Pratschinsky am Abend zuvor berichtet.

„Richtig geraten“, grinste der Pole.  
Und er erging sich in langen, gewunde-  
nen, glatten Ausführungen über die von  
wenigen geahnten Möglichkeiten, rasch  
und sicher Geld zu verdienen, die die  
Prohibition in den Grossstädten geschaf-  
fen habe — wenn man, das war das  
Wichtigste — wenn man erstens die nö-  
tigen Beziehungen besitze, die in Ame-  
rika immer verlangt werden, ob man nun  
sein Office an der schmutzigen Mulberry-  
street oder in einem eleganten Wolken-  
kratzer der Wallstreet einrichte, das sei  
gehüpft wie gesprungen, er, Pratschins-  
ky, besitze eben solche Beziehungen...

Er schlürfte die Luft unter der Zunge  
in den breitlippigen Mund. Das Geräusch  
ekelte Peter, aber er schob den Eindruck  
beiseite und lauschte gespannt, was der  
Pole weiter erzählte: wie er einem an-  
dern, der ihm sympathisch sei, die eigene  
Lehrzeit schon ersparen würde, er selbst  
habe damals schliesslich auch den richti-

